

Um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß das Reichswirtschaftsministerium und besonders der Leiter der Sektion Textilindustrie, Ministerialrat Hagemann, in jenen finsternen Tagen an der Durchführung des einmal als richtig erkannten Planes festgehalten haben. Unterstützt von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, an erster Stelle durch deren Präsidenten, Exzellenz von Harnack, ferner durch Fritz Haber und den seither verstorbenen aber unsterblichen Emil Fischer, wurden alle Möglichkeiten erörtert, wenigstens einen bescheidenen Anfang zu finden. So wurde endlich nach Überwindung vielfältiger Schwierigkeiten und Widerstände vom Reichstag einmalig der Betrag von 5 Mill. Mark bewilligt zur wissenschaftlichen Förderung der Textilindustrie, wobei für die Errichtung eines Kaiser-Wilhelm-Instituts für Faserstoffchemie von vornherein $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark im besonderen bestimmt waren. Durch das gleiche Gesetz ist das Reichskuratorium zur wissenschaftlichen Förderung der deutschen Textilindustrie begründet worden, welches berufen wurde zur einheitlichen Zusammenfassung der vorher schon bestandenen und im Kriege neu geschaffenen Forschungsstätten, zur Sammlung von Mitteln für diesen Zweck und zur Verteilung derselben an die einzelnen Institute.

Mit diesem geringen Betrage von $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark hat das Kaiser-Wilhelm-Institut für Faserstoffchemie in Räumen, welche das Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und die Güte des Direktors dieses Instituts, Herr Geheimrat Prof. Dr. Haber, zur Verfügung gestellt hatten, seine Arbeit im Jahre 1920 begonnen.

Es ist nicht meine Aufgabe über die Arbeiten zu sprechen, welche das Institut seither geleistet hat, auch nicht darüber, wie die inzwischen völlig unzulänglich gewordene Summe durch andere Zuwendungen ergänzt worden ist, aber eines darf ich, der ich für die Durchführung des von mir als richtig erkannten Gedankens in erster Linie gekämpft habe, sagen, daß alles, was bisher geschehen ist, unzulänglich war und dies aus dem Grunde, weil die Zahl derjenigen noch viel zu groß ist, die bisher nicht erkannt haben, daß wir in unserer technischen Arbeit der Wissenschaft nicht entbehren können.

Die Notlage, in welcher unsere Industrie sich im Kriege befunden hat, steht von neuem vor der Tür. Der Unterschied gegen damals liegt lediglich darin bestehen, daß die kommende Blockade nicht durch Kriegsschiffe, sondern durch die Markentwertung bewirkt sein wird. Dennoch besteht im überwiegenden Teil unserer Industrie wie vordem eine erschreckende Gleichgültigkeit gegenüber der Idee, Abwehrmaßnahmen wenigstens auf lange Sicht anzubahnen.

Die Erklärung dieser betrübenden und in ihrer Auswirkung auf die vaterländische Wirtschaft bedenklichen Tatsache erblicke ich in folgenden zwei Momenten:

Zum ersten hat die anormale Entwicklung der Nachkriegsjahre es mit sich gebracht, daß kaufmännisch richtiges Erfassen der bisher unerhörten Möglichkeiten in wirtschaftlicher Beziehung viel wirksamer erschien als die größte technische Leistung. Dem wird aber nicht immer so sein und es wäre vielleicht angebracht, sich darauf zu besinnen, daß das Umgekehrte, die Verbesserung der Produktion, das Normale und Gesunde ist.

Zum zweiten will mir scheinen, daß die schon beklagte Unzulänglichkeit wissenschaftlicher Vorbildung der Weiterverbreitung der uns endlich aufgedämmerten Erkenntnis entgegenwirkt. Die meisten fühlen sich in den Grenzen ihrer eigenen, auf Empirie beruhenden Erkenntnisse zu wohl, um sich vorzustellen, daß jenseits derselben noch Nützliches oder, wie ich glaube, sogar Entscheidendes liegen könnte.

Ohne diese Möglichkeiten genau umschreiben zu wollen, möchte ich heute auf folgendes hinweisen:

Was uns not tut, ist neben verstärkter Gewinnung von inländischen Spinnstoffen, die durch die verfügbare Bodenfläche begrenzt ist, in erster Linie Sparsamkeit bei der Verarbeitung der ausländischen Rohstoffe und Intensivierung der Qualitätsverbesserung unserer Fabrikate, Abwehr jeglicher Einfuhr von Halb- und Fertigfabrikaten aus dem Auslande, ferner weitestgehende Ökonomie in der Verwendung der Hilfsstoffe sowie in der Abfallwirtschaft.

Bezüglich der letzteren möchte ich mir erlauben, hier auf zwei Probleme hinzuweisen, ohne sagen zu wollen, daß sie lösbar seien. Man muß nur einmal daran denken, daß allein das Wollfett, das in der Schweißwolle nach Deutschland kommt, der Menge nach 10% des gesamten deutschen Fettverbrauchs ausmacht und zum größeren Teil ungenutzt in die Vorflut abgelassen, zum kleineren Teil auf eine Weise verarbeitet wird, die keinesfalls die höchste wirtschaftliche Ausnutzung dieser Fette darstellt.

Ich möchte ferner daran erinnern, daß wiederum in der Wollindustrie im Laufe der Fabrikation oder durch das Altern der Gewebe jährlich mindestens 10000 t für Textilizwecke nicht mehr verarbeitbare Abfallstoffe fallen, die ihrer chemischen Zusammensetzung nach im

wesentlichen aus Eiweiß bestehen. Die Frage, ob diese Menge Eiweiß bei geeigneter Verarbeitung nicht für unsere Ernährungs- und Futterwirtschaft, ebenso aber auch für die Textilindustrie, die diese Abfälle liefert, von einer gewissen Bedeutung sein könnten, bedarf ernstlichster Prüfung.

Des weiteren möchte ich auf den Ausbau der Möglichkeiten hinweisen, welche die heute schon im Inlande betriebene Herstellung künstlicher Fäden und Spinnfasern eröffnet mit dem Ziele, auf synthetischem Wege im Inlande durch deutsche Arbeiter Rohstoffe zu gewinnen, die bezüglich ihrer physikalischen Eigenschaften und Herstellungskosten den natürlichen Rohstoffen möglichst nahe kommen.

Eine Fülle von großen Aufgaben, deren Lösung nur auf lange Sicht erhofft werden kann, weil zwischen letzterer und dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft eine enorme Lücke klafft. Diese Lösung muß aber, und zwar mit allen Mitteln, angestrebt werden, wenn unsere Industrie nicht auf die Dauer wirtschaftlich erschüttert und schließlich verklavt werden soll.

Es kann von den Arbeiten eines wissenschaftlichen Institutes nicht gesagt werden, daß sie in diesem oder jenem Zeitraum diesen oder jenen greifbaren Vorteil der Industrie erbringen werden. Wer aber mit offenem Blick hinsieht auf die Ergebnisse, welche die wissenschaftliche Forschung den Arbeitsgebieten anderer Industrien, insbesondere der chemischen Großindustrie, der elektrotechnischen und der Beleuchtungsindustrie vermittelt hat, der muß sich, selbst wenn er den Vorteil sich heute noch nicht errechnen kann, doch durchringen zu dem Glauben, daß die Wissenschaft auch unsere Bestrebungen lohnen wird, wenn wir ihr erst mit ganzer Seele dienen.

Diesem Glauben muß entspringen die Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit, um die Arbeiten dieses Instituts zu unterstützen und diejenigen, die es in diesem Glauben geschaffen haben, zu befreien von der Not, die wie auf allen Stätten wissenschaftlicher Forschung auf unserem Institut lastet.

Und so werden meine heutigen Ausführungen ausklingen in einem herzlichen Dank und in einer ersten Mahnung.

In einem Dank an alle diejenigen, die unser Institut bis zum heutigen Tage gefördert und geleitet haben, an erster Stelle an den hochverehrten Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Exzellenz von Harnack, der sich unserer Pläne vom ersten Tage an fördernd angenommen, bis heute alle unsere Sorgen in rührender Weise geteilt und so viele Hindernisse schon aus dem Wege geräumt hat, an Herrn Geheimrat Prof. Dr. Fritz Haber, Herrn Geheimrat Dr. Correns, Herrn Prof. Dr. Stock, die uns durch weitestgehende Gastfreundschaft den Anfang unserer Arbeit ermöglichten, an das Reichswirtschaftsministerium, an das Ministerium für Kultus und geistliche Angelegenheiten, an den Vorsitzenden des Reichskuratoriums zur wissenschaftlichen Förderung der deutschen Textilindustrie, Exzellenz Just, und an alle diejenigen, ich muß leider sagen, viel zu wenigen, die bisher die Mittel bereitgestellt und es uns ermöglicht haben, bis zum heutigen Tage durchzukommen und dem Institut eine würdige Arbeitsstätte zu geben.

Und sie werden weiter ausklingen in der ersten Mahnung an alle diejenigen, die bisher abseits gestanden, oder ihre Pflicht zu leicht genommen haben.

Lassen Sie die heutige Einweihung unseres Instituts nicht zur Nottaufe werden, helfen Sie uns, daß unser Institut unbekümmert um die Nöte der Zeit, um die Sorge des Alltags, der wissenschaftlichen Arbeit dienen könne zum Nutzen und zur Ehre der deutschen Textilindustrie.

[A. 288.]

Über den Stil in fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen.

Von Dr.-Ing. FRITZ G. HOFFMANN, Lugau i. Sa.

(Eingeg. 22./11. 1922.)

Es mag sein, daß die meisten lesenden Chemiker sich lediglich um den Inhalt einer fachlichen Veröffentlichung kümmern, während deren Stil ihnen völlig gleichgültig ist. Dennoch sind die unlängst an dieser Stelle¹⁾ vorgebrachten Klagen v. Lippmanns über den in chemischen Veröffentlichungen häufig anzutreffenden schlechten Stil sicherlich gar manchem aus dem Herzen gesprochen. Es kann nur gebilligt werden, wenn sich die wissenschaftliche und technische Fachpresse auch zu diesem Gegenstande, der sich von verschiedenen Standpunkten aus beleuchten läßt²⁾, gelegentlich einmal äußert. Es

¹⁾ E. O. v. Lippmann, Über den Stil in den deutschen chemischen Zeitschriften, Ztschr. f. angew. Chem. 35, 166 [1922]; vgl. auch Chem.-Ztg. 33, 489 [1909].

²⁾ Hoffmann, Zur Berichterstattung über Originalarbeiten in Fachzeitschriften. Ztschr. f. angew. Chem. 31, 63 [1918].

sei daher gestattet, an die Ausführungen v. Lippmanns einige Betrachtungen mehr allgemeiner Natur anzuschließen und seinen sicherlich berechtigten Ruf nach Abhilfe mit einem bestimmten Vorschlag zu unterstützen.

Der Deutsche pflegt, ganz allgemein gesprochen, auf die Sache selbst mehr Wert zu legen als auf die Form der Sache. Hierauf ist es letzten Endes wohl zurückzuführen, wenn auch der deutsche Fachschriftsteller gegenüber dem in anderen Kultursprachen Schreibenden zu einer gewissen Vernachlässigung der äußeren Darstellungsform neigt. Dem Chemiker besondere Vorwürfe in dieser Hinsicht zu machen, ist meines Erachtens indessen nur mit Einschränkung gerechtfertigt. Wenn auf chemischem Gebiet ein gewisser Mangel an sprachlicher Pflege etwas auffälliger in Erscheinung tritt, erklärt sich dies zunächst wohl einfach aus der Tatsache, daß gerade die Chemie, als Wissenschaft in weitestem Sinne genommen, auf dem Wege von Veröffentlichungen ständig eine unendliche Fülle von Einzeltatsachen beschreiben und verarbeiten muß; eine Fülle, wie sie eben nur auf dem wissenschaftlich und technisch so weitverzweigten chemischen Arbeitsgebiete möglich ist. Übrigens finden sich bei chemischen Veröffentlichungen die meisten stilistischen Schnitzer in Arbeiten mehr beschreibenden Inhalts, bei denen die Versuchung zu sprachlicher Lässigkeit zweifellos größer ist als bei Arbeiten mehr gedanklichen Inhalts. Vielleicht spielt allerdings auch der Umstand mit, daß der Kreis der auf chemischem Gebiete schriftstellerisch Tätigen aus eben diesem Grunde hinsichtlich der allgemeinen Vorbildung nicht so scharf abgegrenzt ist wie bei den meisten anderen Wissenschaften. Während das Schrifttum der anderen Wissenschaften mehr von geübten Kräften gespeist wird, kann gerade die chemische Wissenschaft der vielen kleineren Beiträge zahlreicher nur gelegentlicher und deshalb oft stilistisch schwerfälliger Mitarbeiter nicht entraten. Auch kann schließlich nicht geleugnet werden, daß der ständige Umgang mit den unvermeidlichen fachlichen Fremdwörtern, insbesondere den Wortungeheuern der organischen Chemie, das sprachliche Gewissen allmählich abstumpft. Mit solchen Feststellungen soll schlechter Stil in chemischen Arbeiten keineswegs entschuldigt, sondern nur darauf hingewiesen werden, daß das chemische Schrifttum gegenüber dem anderer Wissenschaften in dieser Hinsicht eben leider von Haus aus mit gewissen, in der Natur der Sache liegenden Erschwernissen zu rechnen hat.

Selbst wenn es aber, was bezweifelt werden darf, gelänge, diese besonderen Ursachen für einen vergleichsweise schlechteren Stil in chemischen Veröffentlichungen zu beseitigen, so wären damit vielleicht die anstößigsten Auswüchse beschnitten, der Sache des wirklich guten Stiles aber noch keineswegs geholfen. Es erscheint mir aussichtsreicher und verlockender, nicht nur die groben Sprachschnitzer in chemischen Zeitschriften zu bekämpfen, sondern überhaupt einmal die Aufmerksamkeit der Fachschriftsteller darauf zu lenken, wodurch sich guter deutscher Stil dem Wesen nach von schlechtem unterscheidet. Gelingt es erst einmal, den Sinn hierfür, der bei vielen Schreibenden wohl vorhanden ist, aber ausgeschaltet brachliegt, zum bloßen Leben zu erwecken, so ist die Hauptarbeit schon getan, und die ärgsten Verstöße fallen sofort weg, ohne daß von ihnen überhaupt gesprochen zu werden braucht.

Tatsächlich liegt die Schwierigkeit bei solchem Vorhaben viel weniger darin, dem Schriftsteller mit schlechtem Stil diesen zu beweisen, als gewöhnlich in der Unmöglichkeit, überhaupt an ihn heranzukommen. Sicherlich gibt es viele, die das Vorhandensein eines schlechten Stiles in fachwissenschaftlichen Arbeiten zugeben, doch meinen sie damit immer den Stil der anderen, nie den eigenen. Schlechter Stil ist einer Krankheit vergleichbar. Aber bei Krankheiten, die dem davon Befallenen keine Schmerzen bereiten, ist der schwerste Schritt bekanntlich, den Kranken zum Arzt zu führen. Der Kampf gegen den schlechten Stil allein durch gelegentliche öffentliche Hinweise auf schlechte Beispiele gleicht daher dem Kraftaufwand des Predigers in der Wüste. Gerade der Fachschriftsteller mit schlechtem Stil liest dergleichen eben nicht und alles bleibt beim alten.

Die Heilung einer so hartnäckigen Krankheit an einem so widerpenstigen Patienten gelingt nicht dem erstbesten oder zweitbesten Arzt. Die ärztliche, das will sagen sprachwissenschaftliche, Tüchtigkeit und Sachkunde allein tut es nämlich hier keineswegs, wir brauchen vielmehr einen Helfer, dessen Arzneien auch schmackhaft sind. Jeder, der diesen Dingen Interesse entgegenbringt, weiß, daß der deutsche Büchermarkt voller Arzneien auf diesem Sondergebiete der Pflege des Sprachkörpers ist. Leider muß gesagt werden, daß der allergrößte Teil dieser Arzneien eine Nebenwirkung hat, die die gewollte Hauptwirkung mehr oder weniger wieder aufhebt. Das darin enthaltene Nebengift ist nämlich das der tödlichen Langeweile.

Fast nur ein einziger Spracharzt macht hiervon eine Ausnahme. Sein Name ist heute allen geläufig, die für ihre deutsche Muttersprache eintreten. Den nicht wenigen namentlich jüngeren Fach-

genossen aber, die in ihren Veröffentlichungen nur aus Gedankenlosigkeit oder gelegentlicher Eitelkeit gegen die deutsche Sprache sündigen, sei gesagt, daß dieser Spracharzt Eduard Engel heißt.

Wenn es irgendein Mittel gibt, um Deutschschreibende, die guten Willens sind, einen guten Stil zu lehren, so ist es Eduard Engels Buch „Deutsche Stilkunst“³⁾. Um den bisherigen Erfolg dieses heute schon in 30. Auflage vorliegenden umfangreichen Buches zu verstehen und danach seinen Wert zu bemessen, muß man sich vergegenwärtigen, welch spröder Stoff doch hier eigentlich vorliegt. Der gebildete Durchschnittsmensch, dem die Sprache an sich leider herzlich gleichgültig ist, wird hinter dem Titel natürlich etwas Hochgelabtes und deshalb Strohtrockenes suchen. Um zu bemerken, wie himmelweit der Unterschied ist, muß man einmal in den zahlreichen gutgemeinten ähnlichen Büchern geblättert haben, von denen die meisten als vorzügliche Heilmittel gegen Schlaflosigkeit empfohlen werden können. Als mir vor einigen Jahren Engels Deutsche Stilkunst zufällig unterkam, habe ich das Buch in wenigen Tagen gelesen wie einen spannenden Roman, und wenn das Kennzeichen eines guten Buches darin besteht, daß man es in Zwischenräumen immer wieder lesen kann, so muß dieses Buch eines der besten sein. Es ist schwer zu sagen, worin der Hauptreiz des Buches liegt. Vielleicht in der stets aufs neue fesselnden Gegenüberstellung von guten und schlechten Beispielen; vielleicht in der mühelosen Herausschälung der Begriffe des guten und schlechten Stiles aus eben diesen Beispielen; möglicherweise auch in dem so ungemein leichtflüssigen natürlichen Stil, der, fern jeder Geistreichelei, hier schlicht, wuchtig, gemühtief, dort lächelnd, spottend, zornig, kalt, immer gerade das richtige Wort findet, und sei es auch ein von ihm neugeprägtes. Letzten Endes aber zwingt den Leser das Gefühl, hier einer völlig ausgereiften, ganz und gar eigenartigen Begabung gegenüberzustehen, die in einer tiefgründigen Liebe zur Muttersprache wurzelt.

Wenn Engels Deutsche Stilkunst zu umfangreich sein sollte, der nehme zuerst seine kleineren Werke vor, vor allem sein Büchlein „Sprich Deutsch!“⁴⁾. Dem Titel entsprechend eine Kampfschrift gegen die im Sprachgebrauch Lässigen, behandelt es in gedrängter fesselnder Kürze den Gegenstand nach allen erdenklichen Seiten. Einige politische Seitensprünge, die nicht jedermanns Geschmack sein werden, brauchen nicht zu stören; sicher ist, daß keiner, auch kein noch so sicherer Schriftsteller, das Buch ohne diesen oder jenen bleibenden Nutzen aus der Hand legen wird. Ferner sei aus der übrigens reichen Fülle seiner vielseitigen Veröffentlichungen auf sein kleines Buch „Gutes Deutsch“⁵⁾ hingewiesen, das eine Unmenge einzelner stilistischer Streitfragen beleuchtet und sich an Hand eines ausführlichen Sachverzeichnisses gut als Nachschlagebuch eignet.

Wer die Engelschen Schriften kennt, weiß, daß Engel in allen stilistisch und sprachlich irgendwie strittigen Fragen immer ein nachsichtiger Beurteiler und vorsichtiger Berater ist, der sich weit von jeder Schulmeisterei entfernt hält. Nur auf einem Gebiete ist er grimmig und unerbittlich, nämlich hinsichtlich des Gebrauchs überflüssiger Fremdwörter, den er mit dem Bannfluch der „Welscherei“ belegt hat. Man kann unter Fachgenossen gewiß darüber streiten, wo die Grenze zwischen entbehrlichen und unentbehrlichen Fremdwörtern am besten zu ziehen ist, aber in der Sache selbst muß man Engel bedingungslos beipflichten. Erst recht dann, wenn man in zweifelhaften Fällen Engels ganz erstaunlich aufschlußreiches Fremdwörterbuch, von ihm „Entwelschung“⁶⁾ betitelt, nachgeschlagen hat. Mit diesem Buch kommt man wirklich zu der Erkenntnis, daß es ganz gut auch ohne solche Fremdwörter geht, die nicht geradezu unvermeidlich sind.

Gerade die Fremdwörterfrage hängt viel mehr als es oberflächlich den Anschein haben könnte, mit der Frage des guten und schlechten Stiles an sich zusammen. Vor noch gar nicht allzulanger Zeit galt ja der fremdwortgespickte Stil allein als der „wissenschaftliche“. Es ist sicher zum großen Teil das Verdienst Engels, den man lange Zeit dafür als „Puristen“ lächerlich zu machen versucht hat, wenn heute im wissenschaftlichen, übrigens auch im technisch-wissenschaftlichen Schrifttum eine mit überflüssiger Fremdwörterei durchtränkte Abhandlung schon unliebsame Ablehnung findet. Hoffentlich wird in absehbarer Zeit auch der nur gelegentlich mitarbeitende wissenschaftliche Fachschriftsteller eingesehen haben, daß es einen „wissenschaftlichen“ Stil, im Gegensatz zum Stil überhaupt, einfach nicht gibt.

Der durchgehende Gebrauch von überflüssigen Fremdwörtern

³⁾ Eduard Engel, Deutsche Stilkunst. Tempsky, Wien und Leipzig. 30. Aufl. 1922.

⁴⁾ Eduard Engel, Sprich Deutsch! Hesse & Becker, Leipzig. 40. Tausend. 1922.

⁵⁾ Eduard Engel, Gutes Deutsch. Hesse & Becker, Leipzig. 27. Tausend. 1922.

⁶⁾ Eduard Engel, Entwelschung. Verdeutschungs-Wörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. Hesse & Becker, Leipzig. 30. Tausend. 1922.

(wobei natürlich eingebürgerte Fachausdrücke wie etwa basisch, neutral usw. nicht gemeint sind) geht fast stets Hand in Hand mit schlechtem Stil überhaupt. Man wird in der Regel finden, daß eine bloße Übersetzung der Fremdwörter ins Deutsche die Sache keineswegs bessert, sondern nur zu oft erst eine sprachliche oder sogar sachliche Dürftigkeit aufdeckt, die mit Fremdwörtern übertüncht war. Wenn man sich einmal die Mühe nimmt, in einer wissenschaftlichen Veröffentlichung vollkommen entbehrliche Allgemein-Fremdwörter festzunageln, wird man auffällig oft damit zugleich auch eine große Luftblase im Stil anstechen. Die Schriftleiter unserer Fachzeitschriften, die ja unter den heutigen Verhältnissen besonders das Bestreben haben, auf möglichst kleinem Raum sachlich möglichst viel zu bringen, sollten der Fremdwortseuche aus diesem Grunde noch mehr Aufmerksamkeit als bisher schenken. Um bei dem eben angewandten Bilde zu bleiben: Wenn aus der von den Zeitschriften zu bringenden geistigen Nahrung vorher die Luftblasen herausgestochen sind, wird die Nahrung nicht nur gehaltvoller und wohlschmeckender, sondern sie nimmt auch einen viel kleineren Raum ein. Guter Stil ist eben stets kürzer als schlechter. Für den Fachschriftsteller selbst aber bedeutet schon der bloße ernstliche Vorsatz, allen irgend vermeidbaren Fremdwörtern aus dem Wege zu gehen, ein wertvolles Mittel der Selbsterziehung zum guten Stil. Im übrigen blättere er wenigstens in Engels Buch „Sprich Deutsch!“, wenn er ein einwandfreies Deutsch erlernen will, und er vertiefe sich in Engels „Deutsche Stilkunst“, wenn sein Ehrgeiz weiter geht. Das ist der beste Rat, der einem Suchenden gegeben werden kann.

Freilich, erlernbar in dem Sinne wie man Regeln oder Rechenformeln auswendig lernt, ist der gute Stil niemals. Eine gewisse Veranlagung muß vorhanden sein. Aber viel ist schon gewonnen, wenn der Geist des guten Stiles begriffen worden ist, und dieser erschöpft sich in dem schlichten Worte Wahrhaftigkeit. So, wie auch ein minder guter Redner eine Sache, die er vollkommen beherrscht, und von deren Richtigkeit er überzeugt ist, gewöhnlich gut vorträgt, hingegen der beste Redner leicht stolpert, wenn er nicht selbst an seine Worte glaubt, genau so wird auch der gebildete Fachschriftsteller meist einen zumindest leidlichen Stil schreiben, wenn die Überzeugung von der sachlichen Richtigkeit seiner Niederschrift ihm die Feder führt. Schlechter Stil in fachwissenschaftlichen Abhandlungen erweckt zunächst immer den Verdacht, daß das Geschriebene auch sachlich nicht viel wert ist. Eine in sich gut begründete wissenschaftliche Abhandlung wird selten in schlechtem Stil veröffentlicht, eher noch eine schlechte Arbeit von einem gewandten Vielschreiber in einwandfreiem Stil.

Die bis vor etwa einem Menschenalter in „wissenschaftlichem Stil“ geschriebenen deutschen fachlichen Abhandlungen waren dem Nichtfachmann in der Regel mehr oder weniger unverständlich, zum Teil wollten sie es offenbar sogar sein. Dieser langsam aussterbende Stil war nicht allein durch die Fremdwörter gekennzeichnet, die er reichlich verwendete. Es war, ganz allgemein gesprochen, ein sich künstlich gemessen und hoheitsvoll gebender, ein erhaben und wichtig tuender, oft ein gestelzt einhergehender oder schwülstig aufgeblasener, kurz ein unwahrer Stil. Allerdings war das sozusagen nur der wissenschaftliche Herdenstil. Die ganz Großen im Reiche der Wissenschaft haben nie daran gekrankt. Wenn man darauf achtet, kann man erfreulicherweise auch heute wahrnehmen, daß gerade unsere zahlreichen Gelehrten von unbestrittenem Ruf sich auch in ihren für den engsten Fachkreis berechneten Veröffentlichungen eines wohlthuend wirkenden schlichten Stiles befleißigen. Der ehemals weitverbreitete, gelehrt sein wollende Stil ist heute meist nur noch bei jugendlichen Anfängern anzutreffen, denen gewissermaßen ein schriftliches Lampenfieber die Feder verwirrt; die glauben, der vermeintlich aufhorchenden Welt schwarz auf weiß etwas vorspielen zu müssen, anstatt einfach und ruhig niederschreiben was die Sache erfordert. Meist entsteht solcher unnatürlicher Stil aus an sich harmloser, oft ganz unbewußter Eitelkeit heraus. Koketterie, die Sucht, auffallen zu wollen, ist eben keine weibliche, sondern eine menschliche Eigenschaft; beim gebildeten jungen Manne äußert sie sich beispielsweise darin, daß er auf eine wissenschaftliche Niederschrift nachträglich noch soviel gelehrte Worte draufklebt, bis diese auf den ersten Blick den äußeren Anschein eines tieferen geistigen Gehaltes erwecken. Freilich kann wohl keiner sich selbst auf diese Weise betrügen, zumindest nicht, wenn er seine Reinschrift einige Wochen danach erst noch einmal durchliest, bevor er sie zum Druck gibt.

Als Beispiel für schlechten Stil sei aus einer mir gerade vorliegenden neueren Veröffentlichung ein Teil eines mehr als neun Druckzeilen umfassenden Schachtelsatzes angeführt: „Wenn man . . . als eines der ponderabilen Momente des (staatlichen) Machtkomplexes wirtschaftliches Gewicht versteht, und diesem wieder in erster Linie Verfügung über Rohstoffe und vor allem . . . über Energien zurechnet, so folgt ohne weiteres, daß Öl, der konzentrierte flüssige Energiestoff,

dem Lande, das seine Produktion kontrolliert, eine besondere politische Position verleiht.“ Armer Leser! Entweder du liest darüber hinweg, ohne dir etwas anderes dabei zu denken als im Unterbewußtsein etwa: Wahrscheinlich sehr gescheit, aber mir zu hoch. Oder aber, du willst der Sache auf den Grund kommen und übersetzest zu diesem Zwecke — was bleibt dir anderes übrig? — die Geschichte erst mal ins Deutsche. Und siehe da! Gemeint ist offenbar die ganz nüchterne Feststellung: „Politische Macht beruht heute in meßbarer Weise auf wirtschaftlicher Beherrschung der wichtigsten Rohstoffe; darum wird das Land besonders stark sein, das über genügend Öl, diesen konzentrierten flüssigen Energiestoff, gebietet.“ Nun fragt man sich aber doch ein wenig verstimmt: Warum in aller Welt muß denn der Verfasser seinen sicherlich zunächst fremdwortfreien Gedanken erst ins Schwülstige und infolgedessen der Leser ihn erst aus dem Schwülstigen wieder zurück ins Deutsche übersetzen? Ist es da nicht einfacher für Verfasser und Leser, wenn der Gedanke gleich auf Deutsch niedergeschrieben wird? Und nebenbei bemerkt: Die „ponderabilen Momente“ oder „die ponderabilen Faktoren“, denn in solchem Sinne gebracht — nämlich ohne jeden Sinn — ist jedes dieser drei noch immer vielbeliebten Worte vertauschbarer Kitsch. Übrigens stammt das Beispiel ausnahmsweise aus einer sachlich vorzüglichen und sonst meist gewandt geschriebenen Arbeit; man gebe dem Verfasser Engels Bücher zu lesen, und er wird sofort dauernd geheilt sein.

Noch mancherlei ließe sich anknüpfend sagen, was aber zu weit führen würde²⁾. Mein Vorschlag geht dahin: Man weise das heranwachsende Geschlecht, aber auch jeden sonst, der seinen Stil verbessern will, auf die angeführten unübertrefflichen Bücher von Eduard Engel hin. Man setze diese Bücher begabten Mittelschülern als regelmäßige Buchprämien aus. Jeder Hochschullehrer mache den Studierenden oder Doktoranden, der zum ersten Male öffentlich zur Feder greift, auf Engel aufmerksam. Man Sorge, daß die Engelschen Bücher in keiner öffentlichen Bücherei fehlen, daß sie womöglich in mehreren Stücken verliehen werden können. Vielleicht könnten auch die Schriftleiter der deutschen Fachzeitschriften den Gedanken erwägen, grundsätzlich jedem mit einem Beitrag sich meldenden neuen Mitarbeiter etwa als Beilage zum Fahnenabzug einen entsprechend abgefaßten gedruckten kurzen Hinweis auf die Bücher von Engel und von wenigen anderen zuzusenden.

Kann dann immer noch einer Sätze schreiben wie „Die sich störend gebildete HNO_3 “ wird besonders bestimmt“, so rate man ihm getrost, ein für allemal die Feder aus der Hand zu legen; die Wissenschaft wird darüber hinwegkommen. Denn schließlich und endlich: Wer unmusikalisch ist, der gebe kein Konzert. [A. 271.]

Bemerkungen zur Brenntemperatur von Meißner Porzellan.

Von der Schriftleitung der Tonindustrie-Zeitung.

(Eingeg. am 16./11. 1922.)

Unter dieser Überschrift sind in dies. Ztschr. 35, 651 [1922] Auslassungen von A. A. Klein wiedergegeben, in denen unter andern Auszüge aus verschiedenen Tabellen über die Schmelztemperatur von Segerkegeln gebracht werden. Da die Angaben nicht miteinander übereinstimmen, sei zur Klärung folgendes mitgeteilt: Die Tabelle von Hoffmann, die aus der Tonindustrie-Zeitung 1911, Seite 1099, übernommen ist, entspricht den in dem grundlegenden Werk von Kerl: „Handbuch der gesamten Tonindustrie“ 1907 gemachten Angaben. Diese sind als überholt anzusehen. Der andere Tabellenauszug dagegen bringt einige der 1912 festgestellten und auch heute noch als maßgebend anzusehenden Näherungswerte für die Schmelztemperatur, sie können daher nicht als „Temperaturen laut älteren Prospekten“ bezeichnet werden. Die neue Tabelle kann Interessenten durch das „Chemische Laboratorium für Tonindustrie, Prof. Dr. H. Seger und E. Cramer G. m. b. H., Berlin NW 21“, übermittelt werden. [A. 270.]

²⁾ Auch gelegentliche Mitarbeit im Kleinsten kann von Nutzen sein. So hat sich beispielsweise mein Vorschlag, das greuliche Wort „Tieftemperaturteer“ durch „Urteer“ zu ersetzen (Feuerungstechn. 6, Heft 23 [1918]), seither vollkommen durchgesetzt.

³⁾ Der Verfasser spricht mir aus der Seele. Ich habe oft stundenlang die öde Aufgabe, die Formeln im Text der Manuskripte durch Worte zu ersetzen.